

Schalom Ben-Chorin

Die Mutter Jesu in jüdischer Sicht

*Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.*

So schreibt Novalis (1772–1801) in seinem berühmten Mariengedicht.

In vielerlei Gestalt wurde Maria dargestellt, nicht aber in ihrer *ursprünglichen Erscheinung, als junge orientalische jüdische Mutter*, die sie wirklich gewesen ist. So sieht sie der jüdische Autor in Jerusalem und versucht, diese Schau dem christlichen Leser zu vermitteln.

I. Maria als jüdische Frau

Die schlichten Konturen der Mutter Mirjam sollen aber dem Gläubigen nicht das strahlende Bild der Himmelskönigin verdunkeln, sondern die reale Existenz der Erdentage Mariens aus der spirituellen Übertreibung wieder in das Bewußtsein heben.

«Maria aber bewahrte alle diese Worte (oder Dinge, wenn wir hier ins Hebräische rückübersetzen) in ihrem Herzen.» Genauer müßte man sagen: sie bewog oder bewegte sie in ihrem Herzen (Lk 2,19.51).

Diese Notiz kennzeichnet Situation und Wesen der Maria. Stellen wir uns dieses etwa sechzehnjährige orientalische, jüdische Mädchen vor, das offenbar irgendwelchen Erschütterungen ausgesetzt ist, die das Fassungsvermögen einer noch halb kindhaften Mutter übersteigen. Wir dürfen hier nichts idealisieren. Eine so *junge Mutter* ist nichts Außergewöhnliches für damalige jüdische Verhältnisse und ist heute noch, bis vor ganz kurzem, in orientalisches-jüdischen Kreisen eine Selbstverständlichkeit gewesen. Erst gesetzliche Bestimmungen im modernen Staat Israel haben das Heiratsalter auf achtzehn Jahre

heraufgesetzt, was in Kreisen der jemenitischen Juden oft auf keinerlei Verständnis stößt.

Wir müssen uns, wie immer die Vorgänge waren, die junge Mirjam ganz passiv vorstellen. Der mütterliche Instinkt ist in ihr geweckt, sie sorgt für den Säugling, nimmt zu den Ereignissen nicht Stellung, sondern bewahrt und erwägt in ihrem Herzen das Außergewöhnliche, falls davon überhaupt die Rede sein kann.

Wir müssen uns also Maria emsig im Hause beschäftigt vorstellen. Eine große Familie, ein geringes Einkommen. Wir wissen aus den Schlußversen der Sprüche im Alten Testament, daß das *Idealbild der hebräischen Frau* nicht nur ihre Sorge für Haus und Familie umfaßt; auch ihr Beitrag zum Unterhalt wird hervorgehoben: «Hemden stellt sie her und verkauft sie, und Gürtel übergibt sie den Händlern» (Spr 31,24).

Mit anderen Worten, die tüchtige Frau, die in diesem alphabetischen Gedicht gerühmt wird, das bis heute als Frauenlob vom jüdischen Familienvater am Freitagabend, zum Eingang des Schabbath, am Familientisch rezitiert wird, stellt Güter her, vor allem am Webstuhl, und verkauft die Produkte dieser Heimindustrie.

Sie ist dafür aber auch Gegenstand uneingeschränkter Anerkennung: «Ihre Söhne treten auf und preisen sie glücklich, ihr Gatte (erhebt sich) und rühmt sie: viele Töchter haben sich tüchtig erwiesen; du aber übertriffst sie alle!» (Spr 31,28–29).

Von diesem Lob allerdings erfahren wir im Leben der Maria nichts, sie ist Mater dolorosa, die *schmerzensreiche Mutter*. Ihr erstgeborener Sohn rühmt sie keineswegs, sondern fährt sie hart an: «Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?» Auch von einem Lob durch Joseph hören wir nichts, sondern nur von dem Verdacht des Joseph gegen Maria.

Das *religiöse Leben einer jüdischen Frau* in dieser Zeit müssen wir uns wohl *stark introvertiert* vorstellen. Nach außen hin tritt es viel weniger in Erscheinung als das religiöse Leben der Männer. Zwar ist auch die Frau auf die Gebote verpflichtet, aber andererseits ist sie von allen Geboten dispensiert, die an bestimmte Stunden gebunden sind. Der Grund hierfür liegt in den Mutterpflichten. Die Mutter, die ihre Kinder sehr lange stillte, konnte die vorgeschriebenen Gebetszeiten nicht immer einhalten, so daß hier eine Dispens notwendig war. Natürlich war die Frau von den umfassendsten aller Pflichten dispensiert, dem Studium der Thora.

II. Die Familie

Wir müssen uns die Familie der Maria als eine einfache, offenbar *unbemittelte Handwerkerfamilie* vorstellen, aber wir dürfen sie uns nicht zu primitiv denken. Das Neue Testament kennt zwei Lehrbriefe von Jakobus und Judas, die den Brüdern Jesu zugeschrieben werden (Jakobus galt ja auch als das Haupt der späteren Urgemeinde). Aus diesen Briefen geht der *hohe Bildungsstand* der beiden Brüder hervor. Selbst wenn wir, unter den Gesichtspunkten kritischer Forschung, nicht ohne weiteres eine volle Autorschaft der Brüder Jesu im Jakobusbrief und im Judasbrief annehmen können, so will doch die Tradition sagen, daß diese Brüder in der Lage waren, Episteln dieser Art zu verfassen. Da man der evangelischen Berichterstattung in bezug auf die Angehörigen Jesu keine idealisierende Tendenz vorwerfen kann, muß man diese Tradition berücksichtigen.

Aus dem *Unverständnis der Brüder und der Mutter* wird kein Hehl gemacht. Die relativ späte Bekehrung der Mutter und der Brüder zur Anerkennung Jesu ist offenbar. Wenn also trotz aller dieser realistischen Darstellungen eine derartige Episteltradition sich halten konnte, müssen wir annehmen, daß die spät bekehrten Brüder den Eindruck von gebildeten Männern machten. Wenn das natürlich auch nur auf Jakobus und Judas anzuwenden ist, so liegt der Schluß doch nahe, daß Joseph und Maria ihren Kindern, natürlich vor allem den Söhnen, eine höhere Bildung angedeihen ließen.

Nun muß man, damals wie heute, sicher zwischen einer Frau in der Großstadt, hier Jerusalem, und in einem kleinen Landstädtchen wie Nazareth unterscheiden. Im Umkreis der Schriftgelehrten, im Schatten des Tempels, wurden auch Frauen von den Lehrgesprächen der Weisen mit erfaßt. In der Provinz mag das anders gewesen sein, aber aus den spärlichen Angaben über das Leben der Maria entnehmen wir, daß sie in einem ständigen *Kontakt mit Jerusalem* stand. Familienbande verknüpften sie mit levitischen Kreisen einerseits und mit der alten Dynastie des Hauses David andererseits, wenn wir den Angaben der Evangelien folgen dürfen.

Diese vornehme Herkunft einer später verarmten Familie mag doch ein höheres Bildungsniveau garantiert haben. Die Erscheinung ist häufig: auch pauperisierte aristokratische Kreise

wahren einen gewissen Standard, der ihrer aktuellen sozialen Situation nicht mehr entspricht.

So ergibt sich das Bild einer Familie von verarmten Landadeligen, die in ihrer Umgebung *Ansprüche einer höheren Geistigkeit* pflegen, welche sonst am Ort wenig zu Hause ist. Ohne diese Atmosphäre zu überschätzen, bildet sie doch die Lebensluft Jesu in seinen ersten Jahren.

Wir wissen aus dem Neuen Testament *nichts über einen Lehrer Jesu*, nur eine talmudische Tradition erwähnt einen solchen, was aber, wie ich bereits in meinem Buch «Bruder Jesus» darlegte, keine historisch-biographische Bedeutung hat.

Es ist sehr naheliegend, anzunehmen, daß Joseph selbst seinen Sohn unterrichtet hat, vorher aber wohl Maria, denn bis zum fünften Lebensjahre etwa waren die Kinder der Obhut der Mutter unterstellt. Eine Mutter, die selbst über gewisse elementare Kenntnisse verfügte, wird es nicht unterlassen haben, sie ihrem Kind zu vermitteln.

Ohne eine solche Vorbereitung des Kindes Jeschua wäre die ... Episode des zwölfjährigen Jesus im Tempel von Jerusalem (Luk 2, 41–50) völlig unverständlich. Gewiß will diese Erzählung Jesus als eine Art Wunderkind darstellen, aber auch bei einem Wunderkind ist ein gewisses Maß an Ausbildung Voraussetzung.

Bei Analyse der Gleichnisse Jesu hat man den Eindruck, daß die *Vaterliebe* für ihn *entscheidend* ist, während die Mutterliebe überhaupt keine Rolle spielt. Diese Vaterliebe stellt freilich eine Übertragung auf den himmlischen Vater, auf Gott, dar. Hier eröffnen sich für die Interpretation zwei Möglichkeiten: Jesus kann aus frühen Kindheitserlebnissen heraus die ihm zuteil gewordene Vaterliebe des Joseph transzendieren. Die andere Möglichkeit aber, zu der ich neige, ist die Idealisierung einer nur gewünschten Vaterliebe, die dem Kinde Jesus nie zuteil geworden ist. Er stellt sie, diese Wunschvorstellung, der leidvollen Erfahrung gegenüber, die er mit der verständnislosen Mutter gemacht haben muß.

III. Familienkonflikt

Wenn es einen Zug im Charakter Jesu gibt, der völlig eindeutig hervortritt, dann ist es diese *antifamiliäre Haltung*, die nur die Wahlverwandtschaft gelten läßt, nicht aber die Sippe.

Das allein muß auf Mutter und Geschwister schockierend gewirkt haben, und sie stimmten

wohl jenen fremden Kritikern Jesu bei, die sagten: «Er hat einen unreinen Geist» (Mk 3,30).

Diese Feststellung steht unmittelbar vor der hier berichteten Episode Mk 3,31–35, dem *mißlungenen Versuch, Jesus zurückzuholen*.

Mutter und Brüder stehen draußen, vor dem Hause (dem Hause Jesu?). Es ist nicht klar, ob sie nicht eintreten wollen oder nicht eintreten können, weil das Haus von Anhängern und Neugierigen belagert wird.

Ein Bote, vielleicht ein Kind, das leichter durch die Menge schlüpfen kann, dringt bis zu Jesus vor, um ihm die Ankunft der Mutter und der Geschwister zu melden. Die Mutter wird ausdrücklich an erster Stelle genannt. Das hat seinen guten Grund, geht auf das Gebot des Zehnwortes zurück: «Ehre Vater und Mutter». Es gibt ein im Judentum sehr ernst genommenes Gebot der Elternehrung, nicht aber der Geschwisterehrung. Gesetz und Brauch forderten, daß Jesus sofort aufstand, um seiner Mutter entgegenzugehen. Deshalb wird die Mutter hier ausdrücklich an erster Stelle eigens genannt.

Er aber verleugnet sie. Er tut das in einer für den jüdischen Dialog typischen Weise, indem er mit einer Frage antwortet: «Wer ist meine Mutter? ... und wer sind meine Brüder?» (Die Schwestern erwähnt er hier nicht einmal).

In jeder Gesellschaft wäre eine solche Haltung ein Ärgernis, aber in der jüdischen Gesellschaft gilt dies in erhöhtem Maße. Der starke *Familien-sinn* der Juden ist sprichwörtlich und wird durch die wohl älteste Schicht des Rituals besonders gefestigt. Der Hausvater hat innerhalb der Familie quasipriesterliche Funktionen. Der häusliche Kult (in Ergänzung, nicht im Gegensatz) neben dem Tempelkult wird vom Hausvater zelebriert. Vater und Mutter segnen die Kinder. Es ist die Pflicht des Vaters, die er nicht einfach an einen Lehrer delegieren kann, das Erbgut der Tradition an den Sohn weiterzugeben: «Du sollst es deinem Sohn einschärfen» (5 Mose 6,7). «Du sollst es deinem Sohn an jedem Tage ansagen ...» (2 Mose 13,8). So wird die Familie zugleich auch eine Sakralgemeinschaft, die sich etwa um das Passahlamm versammelt, um es als kultisches Familienmahl zu verzehren.

Vater, Mutter und Kinder bilden nicht nur eine natürliche, sondern auch eine kultisch-sakrale Einheit, sie sind Urzelle der Berith, des Bundes, der ja mit dem Sippenvater Abraham, der Familie Abrahams, geschlossen wurde. Man muß diesen überhöhten Charakter der Familie verstehen, um

das Ausmaß der *Absage Jesu* an diese göttlich gesetzte Einheit in ihrer Tragik zu erfassen...

Man muß diese entscheidende Szene in Verbindung bringen mit dem echt orientalischen Lobpreis einer ergriffenen Hörerin und der kalten Absage Jesu: «Es geschah aber, als er so sprach, da erhob eine Frau aus dem Volk die Stimme und sagte zu ihm: Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, an denen du gesogen hast! – Er aber sprach: Viel mehr selig sind die, die das Wort Gottes hören und befolgen» (Luk 11,27–28).

Wir dürfen diese Stelle ruhig hierhersetzen, sie gehört in unseren Problemzusammenhang. Selbst die Bewunderer, vor allem natürlich Frauen, sehen in dem großen Rabbi, dem sie bedingungslos anhängen, den Sohn einer gesegneten Mutter. Kann eine Frau in Israel eine höhere Funktion haben, als die Mutter eines solchen Sohnes zu sein, der gewaltig lehrt, dem Macht über die Dämonen geworden ist, der die Kranken heilt und sogar Tote erweckt? Jede Frau in Israel träumte wohl in Zeiten der Bedrängnis davon, Mutter des verheißenen Retters zu werden. Ist dieser Mutter nicht, wenigstens zum Teil, diese Verheißung Erfüllung geworden?

Mit der Solidarität des Weibes preist die Hörerin nicht Jesus selbst, sondern seine Mutter, den Mutterleib, der dieses Kind getragen, die Mutterbrust, die dieses Kind gestillt hat.

Jesus aber ist nicht gewillt, etwas von der Offenbarung, die in seinem Auftreten und seiner Person sich dem Volke enthüllt, auf die Mutter zu übertragen. Er hat keine Gemeinschaft mit ihr. Sie hat ihn offenbar nie verstanden, hielt ihn für geistesgestört, bekannte sich zu spät zu ihm.

Er läßt keine familiäre Intimität aufkommen. Er weist den Lobpreis seiner Mutter hart zurück. *Nur die sind selig, die Gottes Wort hören und befolgen, und dazu gehören offenbar in dieser Stunde und in dieser Situation weder die Mutter noch die Brüder.*

IV. Mutter und Sohn

Anders (als die übrige Familie) verhält sich die Mutter. Auch sie glaubt nicht an den Sohn. Aber was heißt das? Eine Mutter, noch dazu eine jüdische Mutter, auch wenn sie in ihrem Oberbewußtsein, das von der Umwelt so stark beeinflusst wird, nicht an ihren Sohn glaubt, in einer tieferen, unbewußten Schicht glaubt sie dennoch an ihn. Verstand und Herz, noch dazu das Herz

einer Mutter, stimmen nicht überein. Dieser Sohn muß ihr viele Schmerzen bereitet haben. Er hat den Rahmen des ortsüblichen Familienlebens gesprengt. Er zieht im Land umher und stiftet Unruhe. Er tut Dinge, die gefährlich sind: Gefahr droht von den jüdischen Instanzen und den verhassten römischen Behörden. *Er bringt die ganze Familie in Gefahr.*

Muß er ihr nicht manchmal wie jener *mißratene Sohn* erschienen sein, von dem im Gesetz geschrieben steht, daß er nicht auf die Stimme von Vater und Mutter hört, widerspenstig ist und noch dazu ein Schlemmer und Säufer? Das Gesetz schreibt vor, diesen störrischen Sohn den Stadtältesten zur Verurteilung und Steinigung vorzuführen, um so das Böse aus Israel auszurotten (5 Mose 21, 18–21).

Die talmudische Tradition hat an diesen «Ben Sorer u More» so unmögliche Bedingungen geknüpft, ihn so monströs aufgebläht, daß dieses harte Gesetz nie praktiziert werden konnte. Aber wahrscheinlich hätte es dessen gar nicht bedurft, denn das Gesetz schreibt im Deuteronomium wörtlich vor, daß Vater und Mutter den Sohn dem Gericht übergeben sollen. Wo wäre die Mutter, die sich dazu bereit fände? Auch wer Vater und Mutter verflucht, ist nach dem Gesetz des Todes. Aber auch dieses Gesetz blieb mehr toter als tötender Buchstabe.

Von dem wenigen, was wir über das Verhältnis von Maria zu ihrem erwachsenen Sohn Jesus wissen, wird nur das spannungsreiche Verhältnis klar.

V. Unter dem Kreuz

Und nun kommt es zu jener seltsamen *Adoptionsszene*, in welcher der sterbende Sohn seine

Mutter vom Kreuz herab noch einmal so be fremdlich als «Weib» anredet, sich von ihr lossagt und (auf den Jünger blickend) sagt: «Da ist dein Sohn». Dann richtet er das Wort an diesen Jünger: «Da ist deine Mutter.»

Die Szene wäre verständlicher, wenn Maria ohne Kinder zurückgeblieben wäre, als einsame Witwe. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Sie hat Söhne und Töchter. Hier zeigt es sich nun zur Evidenz, daß das *Band Jesu mit seinen Brüdern und Schwestern völlig zerrissen* war. Er will die Mutter, so fern sie ihm steht, die ihn aber doch in der Stunde des Martyriums nicht verlassen hat, nicht in der Gesellschaft und Obhut dieser Brüder und Schwestern wissen. Deshalb empfiehlt er sie der Obhut des Jüngers, deshalb will er hier ein neues Mutter-Sohn-Verhältnis stiften.

Auch in dieser Stunde wählt er noch einmal die Anrede «Weib», die er auch an die letzte der Marien unterm Kreuz einmal gerichtet hat, an Maria Magdalena. Die merkwürdige Adoptionszene ist zugleich Lösung von der Mutter, aber doch ist diese Lösung anders als die von den feindlichen Geschwistern, die einfach übergangen werden.

Der Text vermerkt nur noch, daß der Jünger, offenbar Johannes, von dieser Stunde an die Mutter seines Meisters zu sich genommen hat. Er sagt nichts über die Haltung der Maria aus, die – wiederum ganz orientalische Frau – *völlig passiv bleibt.*

Bibliographische Anmerkungen

Der Beitrag des Jerusalemer jüdischen Autors Schalom Ben-Chorin stellt einen Auszug aus seinem Buch «Mutter Mirjam. Maria in jüdischer Sicht» dar, das 1971 im List-Verlag und soeben bei dtv (Deutscher Taschenbuch-Verlag München Nr. 1784) erschienen ist.

Über Jesus gibt es eine große Zahl von jüdischen Büchern. Über Maria – zumindest in neuerer Zeit – nur dieses Buch von Ben-Chorin, wenn man von einem *Roman «Mary»* des jiddischen Schriftstellers Schalom Asch absieht, der vor über zwanzig Jahren erschienen ist.

Eine jüdische Sicht Marias, die Ben-Chorin als «Mutter Mirjam» bezeichnet, basiert einerseits auf dem Neuen Testament, andererseits aber wird sie ergänzt durch jüdische Quellen, die zwar nicht von Maria sprechen, aber vom Leben der jüdischen Frau im Zeitalter des Herodianischen Tempels.

SCHALOM BEN-CHORIN

1913 in München geboren, dort Studium der Germanistik und der vergleichenden Religionswissenschaft. 1935 Übersiedlung nach Jerusalem, wo er als Schriftsteller, Journalist und Dozent tätig ist. Vorkämpfer für Progressives Judentum in Israel und für den christlich-jüdischen Dialog. Hauptwerke: *Bruder Jesus* (München 1967, Übersetzungen ins Holländische, Französische und Japanische); *Paulus* (München 1970); *Mutter Mirjam* (München 1971); *Zwiesprache mit Martin Buber* (München 1966, Übersetzungen ins Holländische und Japanische); *Jugend an der Isar* (München 1974); *Germania Hebraica* (Gerlingen 1982); *Jüdischer Glaube* (Tübingen 1979); *Die Tafeln des Bundes* (Tübingen 1979); *Betendes Judentum* (Tübingen 1980); *Theologia Judaica* (Tübingen 1982); *Ich lebe in Jerusalem* (Gerlingen 1979); *Das weiße Licht* (Hamburg 1979); P. O. Box 6644, Jerusalem 91066, Israel.